



Jesus von Nazareth. Die Kindheitsgeschichten im neuen Jesus-Buch von Papst Benedikt XVI.

Thomas Söding

1. Die Frage nach dem Geheimnis von Weihnachten

Wer am Heiligen Abend oder in der Heiligen Nacht in den Gottesdienst geht, könnte meinen, es gäbe keine Glaubenskrise. Ob Krippenspiel oder Mitternachtsmette – die Bänke sind voll, die Stimmung ist gut, der Altersdurchschnitt niedrig. Die Weihnachtsfrömmigkeit ist populär. Nach dem Weihnachtsevangelium – „Es begab sich aber zu der Zeit ...“ – kann man süchtig werden.

Wer aber die weihnachtlichen Gottesdienstbesucher fragt, ob sie glauben, was sie feiern, wird sein blaues Wunder erleben. Und wer sich selbst fragt? „Empfangen durch den Heiligen Geist“ – wer kann das verstehen? „Geboren von der Jungfrau Maria“ – wer kann den Weihnachtsartikel im Credo aus vollem Herzen bekennen? „Zu Bethlehem geboren“ – wer kann das nach der Lektüre von „Spiegel“ und „Focus“ ehrlichen Herzens noch singen? Wer je etwas von historisch-kritischer Exegese gehört hat, wird sich fragen, ob die Krippe und die Hirten, die Engel und der Stern von Bethlehem mehr sind als eine religiöse Staffage. Es sind nicht nur die hochdogmatischen Formeln: „eingeborener Sohn ... gezeugt, nicht geschaffen ... Fleisch angenommen ... Mensch geworden“, es sind auch die schönen und anschaulichen, die innigen und faszinierenden Kindheitsgeschichten bei Matthäus und Lukas, die fragen, ob man alles glauben darf, was erzählt wird. Weil eine Geschichte erzählt wird mit Personen und Na-

men, Orten und Daten, pittoresken Details und dramatischen Brüchen, mit Gottesworten und mit Engelszungen ist die Frage noch unmittelbarer als beim Credo gestellt: Was ist wirklich geschehen? Und welche Bedeutung hat es? Kann ich das glauben?

Genau diese Fragen hat Benedikt XVI. im Blick. Um sie zu beantworten, hat er den beiden dicken Jesusbüchern über die Verkündigung und die Passion Jesu ein dünnes Buch über Weihnachten zur Seite gestellt. Im Vorwort schreibt er, seine Hoffnung sei es, „vielen Menschen auf ihrem Weg zu Jesus und mit Jesus helfen“ zu können. „Zu Jesus“ und „mit Jesus“: Er scheint an all diejenigen zu denken, die wie die Hirten auf dem Weg zur Krippe sind, weil sie sich selbst ein Bild von dem machen wollen, was ihnen verkündet worden ist, aber auch an all diejenigen, die, wie die Hirten später, auf dem Weg sind, anderen zu erzählen, „was ihnen über dieses Kind gesagt worden war“ (Lk 2,15.17).

Der Papst schreibt dieses Buch als Theologe. Wie bei den ersten Bänden stehen zwei Namen auf dem Titelblatt: Joseph Ratzinger und Benedikt XVI. Es bleibt bei dem, was er im Vorwort zum ersten Band versichert hat: keinen lehramtlichen Anspruch erheben, sondern zu einer Diskussion einladen zu wollen. Das ernst zu nehmen und notfalls in aller Klarheit geltend zu machen, ist bei den heiklen Themen des dritten Bandes besonders wichtig.

Es bleibt auch bei der Irritation, wie sich ein Papst so angreifbar machen kann, dass er mit Herzblut schreibt, um klare Positionen bei besonders strittigen Themen im Innersten der Glaubenswelt zu beziehen. Es ist bekannt, dass Joseph Ratzinger unbedingt sein Jesusbuch hat schreiben wollen; es ist erstaunlich, dass er sich selbst durch die Wahl zum Nachfolger Petri nicht von diesem Vorsatz hat abbringen lassen. Dass aber die drei Bände jetzt erschienen sind und als Papstbücher firmieren, ist ein doppeltes Signal. Zum einen setzt der Papst ein ökumenisches Ausrufungszeichen: Martin Luther hätte nicht zu träumen gewagt, dass auf dem Heiligen Stuhl einmal ein solcher Liebhaber der Heiligen Schrift sitzen würde; es hat ja auch lange genug gedauert. Zum anderen setzt Benedikt ein ekklesiologisches Ausrufungszeichen: Der Papst ist in erster Linie Bischof, der Bischof in erster Linie Lehrer der Kirche, Verkünder des Evangeliums – und Ausleger der Heiligen Schrift. Nicht jeder Papst konnte und wollte das; nicht jeder wird es können und wollen. Aber wenn es einmal diese Konstellation eines Theologen-Papstes gibt: Warum sollte Benedikt zögern, mit seinem Talent zu wuchern? Warum soll er nicht persönlich werden? Es geht doch um den Glauben.

Der Papst bekennt, dass „jede Auslegung hinter der Größe der biblischen Texte zurückbleibt“, auch die seine. Das ist nicht die Stunde der exegetischen Besserwisser, sondern des Gespräches. Wie sieht der Papst die Frage des Weihnachtsglaubens? Antwortet er so, dass die Fragen

verstummen oder zugespitzt werden? Und können die Antworten Bestand haben, wenn sie auf den Prüfstand der Exegese gestellt werden?

2. Das Spektrum der Exegese

Im Vorwort schreibt der Papst: „Hier habe ich nun im Dialog mit vergangenen und gegenwärtigen Auslegern versucht, das zu interpretieren, was Matthäus und Lukas am Beginn ihrer Evangelien von Jesu Kindheit berichten.“

Die moderne Exegese kennt drei Grundtypen, mit der unglaublichen Spannung der Kindheitsgeschichten umzugehen. Der erste Typ sieht die Weihnachtsgeschichte als Mythos, mit der Jungfrauengeburt als Zentrum. Er geht davon aus, dass es keine Jungfrauengeburt, keine Engel und keine Visionen geben könne, weil sie im Handbuch der Naturkunde nicht vorkommen. Aber deshalb hätten die Evangelien doch ihre Wahrheit: Sie wollten Jesus in der Sprache der antiken Religion verkünden, im Zeichen archetypischer Symbole, in einer spirituellen Aura ewig gültiger Ideen von Göttlichkeit und Menschlichkeit. Tatsächlich gibt es den Mythos der Jungfrauengeburt und eine „Wahrheit des Mythos“ (Kurt Hübner); es gibt auch eine Offenheit des Evangeliums für die religiöse Bildersprache antiker Mythen. Aber im antiken Mythos der Jungfrauengeburt wird die Sexualität sakralisiert, im Neuen Testament wird sie transzendiert. Drastisch gesagt: Die Jungfrau, der eine Gottheit beiwohnt, um den neuen Pharao zu zeugen, ist keine mehr. Maria hingegen empfängt „vom Heiligen Geist“ (Mt 1,18.20; Lk 1,35). Der Papst erkennt einen „tiefgreifenden Unterschied“ und urteilt richtig, dass wir „in ganz andersartige Welten geführt“ werden (S. 64). Die Weihnachtsgeschichte ist kein Mythos, wenn man als Mythos eine Göttergeschichte versteht. Allerdings muss doch der Glaube, dass Gott seinen Sohn gesandt hat, ausgedrückt werden. Weshalb sollen Mythen nicht geholfen haben, eine Sprache für das Unsagbare zu finden?

Der zweite Typ sieht das Postulat eines Schriftbeweises. Er konzentriert sich auf Bethlehem. Entscheidend ist Mi 5,1ff.: „Du, Bethlehem im Lande Juda, bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas, denn aus dir wird der Fürst hervorgehen, der mein Volk Israel weiden wird“ (Mt 2,6). Konnte man ernsthaft Jesus als Christus bezeugen, ohne von seiner Geburt in Bethlehem zu erzählen? Man braucht kein Verschwörungstheoretiker zu sein, der die Weihnachtsgeschichte schlicht als *Fake* ansieht. Das Evangelium kann auch als eine Art narrativer Dogmatik erklärt werden. Es verleiht dann dem Glauben Ausdruck, Jesus sei der wahre Messias – als Bekenntnis in Form einer Erzählung: ohne historischen Quellenwert, aber mit großer theologischer Bedeutung. Der Papst steht diesem Erklärungsmodell gleichfalls

skeptisch gegenüber. Er argumentiert mit der Quellenlage (S. 75). Zweimal werde im Neuen Testament überhaupt nur von der Geburt Jesu erzählt; beide Male werde Bethlehem genannt. Deshalb bleibt er bei der traditionellen Auffassung, „dass Jesus in Bethlehem geboren und in Nazareth aufgewachsen ist“ (S. 75). Die Mehrheit der Exegeten sieht das anders. Aber warum das Postulat des messianischen Schriftbeweises gerade zu diesen beiden und keinen anderen Geschichten geführt haben soll, erklärt sie nicht. Sicher war der Messiasglaube literarisch kreativ. Aber welche Einflüsse, welche Traditionen haben noch eine Rolle gespielt? Das verlangt nach einer Erklärung.

Der dritte Typ ist der, den der Papst selbst favorisiert. Er rechnet mit Familienüberlieferung. Er schreibt: „Es scheint mir normal, dass erst nach dem Tod Marias das Geheimnis offenbar wurde und in die gemeinsame Tradition der werdenden Christenheit eingehen konnte“ (S. 62). Das „erst“ darf man getrost streichen. Denn die beiden Evangelien, in denen man „erst“ von der Geburt Jesu in Bethlehem aus der Jungfrau Maria liest, sind dieselben, in denen man „erst“ vom Vaterunser liest, von den Seligpreisungen und vom Gebot der Feindesliebe. Das Urchristentum kennt große Ungleichzeitigkeiten und verschiedene Traditionsstränge. Es ist richtig, dass es keinen klaren Beweis für den Glauben an die Jungfrauengeburt bei Paulus und Johannes gibt. Aber daraus folgt nicht, dass er marginal oder „spät“ sei. Er gehört im Gegenteil zu den Voraussetzungen und Traditionen der Kindheitsevangelien. Gerade dem Evangelisten Lukas, der für sich in Anspruch nimmt, „allem von Anfang an sorgfältig nachgegangen“ (Lk 1,2) zu sein, ist eine Recherche über die Geburt zutrauen. In der Apostelgeschichte spielt der „Herrenbruder“ Jakobus, 62 n. Chr. hingerichtet, eine bemerkenswert starke Rolle. Könnte er eine Brücke geworden sein?

Auch wenn die Antwort gegen die herrschende Meinung positiv ausfallen sollte, blieben aber immer noch die Fragen, welche Ereignisse den Erinnerungen zugrunde liegen, wie die Erinnerungen zu Erzählungen geworden sind und welche Einflüsse die Zeugnisse messianischen Glaubens und die Symbole des Mythos ausgeübt haben, vor allem aber das Gedächtnis des Wirkens wie des Leidens Jesu und der Glaube an seine Auferstehung. Joseph Ratzinger hat dazu eine klare Position: Die Überlieferung konnte, schreibt er, „mit dem Bekenntnis zu Jesus Christus als Sohn Gottes verbunden werden – aber nicht so, dass man aus einer Idee eine Geschichte entwickelt, eine Idee in eine Tatsache umgeformt hätte, sondern umgekehrt“ (S. 62). Auf diese Leitthese muss sich die Rekonstruktion, aber auch die Kritik des Buches beziehen.

3. Die Charakteristika des Buches

Der Papst folgt in seinem kleinen Buch genau den Kindheitsgeschichten nach Matthäus und Lukas. Die Exegesen sind, wie gewohnt, mit kurzen Erklärungen zur literarischen Eigenart und zum historischen Hintergrund der Texte verbunden. Wie in den beiden anderen Büchern zieht Benedikt Kirchenväter und mittelalterliche Theologen heran, um den theologischen und spirituellen Tiefgang der Texte auszuloten. Modernere Exegeten hingegen werden gerne zitiert, um Aporien der historisch-kritischen Bibelforschung aufzuweisen. Es fehlen aber diesmal die polemischen Spitzen, wie überhaupt der ganze Ton des Buches milde ist, demütig geradezu, mit dauerndem Hinweis darauf, dass nur ein Versuch vorgelegt werde und die Grenzen des Unterfangens eng gesteckt seien. Ob ein Bibelwissenschaftler evangelisch oder katholisch ist, spielt bei den Zitaten keine Rolle; er muss etwas zu sagen haben – im Sinne Ratzingers oder im Gegenteil. Aktuelle Forschungen, selbst Standardwerke und führende Kommentare, werden selten aufgenommen. Die Qualität des Buches wird man nicht am Literaturverzeichnis messen, aber die Lücke muss geschlossen werden.

Drei Merkmale kennzeichnen das Buch: die Texttreue, die Verbindung Jesu mit dem Alten Testament und das Grundvertrauen in die Historizität der Überlieferung.

Das erste Merkmal, die Texttreue, ist Programm. In ihr zeigen sich frühe Grundentscheidungen Ratzingers, Theologie als Schriftauslegung und Schriftauslegung als Theologie zu treiben. Wie in Ratzingers Arbeiten zur Theorie der Schriftauslegung und des Schriftverständnisses vorgezeichnet, werden die biblischen Schriften nicht als Informationsquellen für dogmatische Offenbarungswahrheiten ausgewertet, sondern als Zeugnisse eines inspirierten Glaubens erschlossen, der inspirierte Leserinnen und Leser ansprechen will, um sie die Geschichte Jesu als Geschichte Gottes mit den Menschen entdecken zu lassen. Mit Berufung auf den vitalen Gottesglauben, den er den Texten abliest, deutet er sie im Lichte anderer neutestamentlicher Schriften, die von der Inkarnation des Gottessohnes sprechen – nicht um die paulinische oder johanneische Theologie mit der lukanischen und matthäischen zu vermischen, sondern um das, was die Kindheitsgeschichten vom Geheimnis des Glaubens erahnen lassen, mit der Brille dieser anderen Zeugen genauer zu betrachten. Weil Benedikt XVI. zugleich die Christologie an das menschliche Zeugnis der Evangelisten zurückbindet, schreibt er keine Evangelienharmonie, sondern unterscheidet zwischen Matthäus und Lukas. Mit Hilfe der Exegese macht er unterschiedliche Traditionen, unterschiedliche Handschriften, unterschiedliche Perspektiven aus, die nicht nur in ihren subtilen Gemeinsamkeiten, sondern auch in ihren offensichtlichen Unterschieden theologische Bedeutung erlangen.

Das zweite Merkmal, die Verbindung Jesu mit dem Alten Testament, folgt aus der Texttreue. Denn sowohl Matthäus mit seinen zahlreichen Reflexionszitaten als auch Lukas mit seinem

geradezu osmotischen Verhältnis zu den Psalmen und zur Prophetie Israels machen eines klar: Die Geburt Jesu ist nicht die Stunde Null der Heilsgeschichte, sondern die „Fülle“ der Zeit, wie Paulus schreibt (Gal 4,4f.). Benedikt setzt beim Neuen Testament an und zeigt, wie sich der Textsinn im Lichte des Alten Testaments erschließt. In der Immanuelverheißung sieht der Papst ein „wartendes Wort“ (S. 58; vgl. S. 29): „Es findet in seinem geschichtlichen Kontext keine Entsprechung. Es bleibt eine offene Frage“ (S. 59). Das ist der Ansatz einer dialogischen Hermeneutik, in der die biblischen Texte ihren Sinnhorizont immer noch vor sich haben. Allerdings verbindet Benedikt diesen Ansatz mit der missverständlichen Formulierung, der „wahre Eigentümer der Texte“ habe noch auf sich warten gelassen (S. 29f.), Jesus Christus selbst, der Messias Israels, der Retter der Welt. Das müsste – in seinem Sinne – vor einer Vereinnahmungsrhetorik geschützt werden, denn Jesus Christus, der für die Kindheitsevangelium dieser Immanuel ist, will den Sinn des Wortes ja nicht für sich behalten, sondern seinerseits aufschließen, aufteilen, aufopfern.

In jedem Fall macht das Buch deutlich, dass Jesu Judesein nicht geschichtliche Zufälligkeit, sondern theologische Notwendigkeit ist, nicht ein Ballast, den es abzuwerfen, sondern ein Weg, den es zu gehen gilt. Das Buch ist ein Beitrag zum jüdisch-christlichen Dialog: gerade dort, wo er beginnen kann, in Nazareth und Bethlehem, in Jerusalem und am Tempel, in Ägypten und im Morgenland.

Ein drittes Merkmal ist das Grundvertrauen in die Historizität des Geschehens. Es ist ein echtes Gottvertrauen. Joseph Ratzinger rechnet mit Gottes Geschichtsmacht, gerade bei Jesus, gerade am Beginn des Lebens. Das Gottvertrauen wird allerdings durch die Kindheitsgeschichten und deren moderne Exegese auf eine harte Probe gestellt. An den strittigen Punkten argumentiert Joseph Ratzinger regelmäßig so, dass er die Schwierigkeiten der Exegese notiert, zu einem klaren Urteil zu kommen, und dann die Möglichkeit einer theologischen Erklärung als die historisch plausibelste vorschlägt. Das Verfahren ist grenzwertig, wie der Autor nicht leugnet. Bei den Weisen aus dem Morgenland z.B. stellt er mit Jean Daniélou klar, dass es sich nicht um eine dogmatisch relevante Frage handelt (S. 125), beruft sich aber dann auf Klaus Berger, dass die Beweislast bei dem liege, der die Historizität bestreite (S. 126). Das wird nicht alle überzeugen.

Am schwierigsten ist natürlich die Jungfrauengeburt. Die Wahrheit der Überlieferung hängt für den Papst an der Realität des Erzählten. Er beruft sich auf den vielleicht größten evangelischen Theologen des 20. Jahrhunderts: „Karl Barth hat darauf aufmerksam gemacht, dass es in der Geschichte Jesu zwei Punkte gab, an denen Gottes Wirken unmittelbar in die materielle Welt eingreift: die Geburt aus der Jungfrau und die Auferstehung aus dem Grab, in dem Jesus

nicht geblieben und verwest ist. Diese beiden Punkte sind ein Skandal für den modernen Geist. Gott darf in Ideen und Gedanken wirken, im Geistigen – aber nicht in der Materie. Das stört. Da gehört er nicht hin“ (S. 65). Joseph Ratzinger räumt ein: „Natürlich darf man Gott nichts Unsinniges oder Unvernünftiges oder zu seiner Schöpfung Widersprüchliches zuschreiben“ (*ebd.*). Aber er fährt fort: „Aber hier geht es nicht um Unvernünftiges und Widersprüchliches, sondern gerade um das Positive – um Gottes schöpferische Macht, die das ganze Sein umfängt“ (*ebd.*). Das ist wahrlich kein schlechter Gedanke, zumal die Hirnforschung zeigt, dass es geistige Prozesse ohne materielle Veränderungen nicht gibt. Für ein: „Wenn schon, denn schon“ gibt es starke Argumente, für ein „Weder ... noch“ dann allerdings auch. Es ist ganz richtig, dass „Prüfsteine des Glaubens“ (*ebd.*) gesetzt werden. Aber der Glaube selbst gehört auch auf den Prüfstand.

4. Rückfragen an das Buch

Die drei Charakteristika des Buches machen das Profil und die Stärke des Buches aus, lösen allerdings auch Kritik aus. Man braucht kein Prophet zu sein, um bei der Mehrheit der historisch-kritisch arbeitenden Exegeten im Norden und Westen Skepsis und Widerspruch vorherzusagen, weil der Papst die Texte theologisch überfrachte, das Alte Testament christologisch überfordere und die historische Dimension der Kindheitsgeschichten überzeichne. Persönlich neige ich dazu, erheblich stärker zu differenzieren. Dennoch stelle ich drei Rückfragen, die das Gespräch weiterführen sollen.

Erstens: So groß die Texttreue des Buches ist – es gibt eine empfindliche Lücke. Joseph Ratzinger geht einen weiten Weg, um die Immanuelverheißung Jes 7,14 aus ihrem historischen und literarischen Kontext zu erschließen und sie so zu deuten, dass sie als Heilszusage an Israel, ja an die ganze Menschheit verstanden wird (S. 55-59). Aber eines diskutiert er nicht: dass im hebräischen Text nicht von einer Jungfrau, sondern einer jungen Frau die Rede ist. Es ist zwar banal, die griechische Übersetzung „Jungfrau“ als Fehler und mithin das Weihnachtsevangelium als peinliches Missverständnis anzusehen. Aber es ist alles andere als trivial, auf die kreative Auslegungsgeschichte der Verheißung im Alten Testament selbst hinzuweisen, auf die Unruhe, wer denn wohl der Immanuel, „Gott mit uns“ sein könne, auf die Weiterführungen in der Prophetie des göttlichen Kindes von Jes 9 und des Sprosses aus der Wurzel Jesse in Jes 11. Im Zuge dessen entsteht im ägyptischen Judentum die griechische Übersetzung „Jungfrau“: Sie ist eine geradezu feministische Entsprechung zum männlichen Bild vom umgehauenen Stammbaum Davids, dessen Wurzel ein neues Reis hervortreibt. In diese Ge-

schichte einer schier unbändigen Hoffnung zeichnen Matthäus und Lukas die Jesusgeschichte ein – und öffnen damit für die Freiheit Gottes, einen neuen Anfang zu machen.

Zweitens: So stark der alttestamentliche Mutterboden der Christologie kultiviert wird – recht wenig ist von den *Cantica* die Rede. Joseph Ratzinger hält ohne lange Begründung fest, dass sie liturgisch gestaltet seien (S. 91), also keineswegs O-Töne von Maria, Zacharias und Simeon wiedergeben. Dennoch bleiben Lücken. Zum einen liefert das *Magnificat* einen Schlüssel zur Kindheitsgeschichte und zum ganzen Evangelium im Geist der Prophetie (Lk 1,46-55). Jesus mit dem *Benedictus* im „aufstrahlenden Licht aus der Höhe“ zu sehen, das „allen leuchtet, die in der Finsternis sitzen und im Schatten des Todes“ (Lk 1,68-79), lenkt den Blick nicht nur auf die erste, sondern auch auf die zweite Ankunft des Messias, in der erst alles gut gemacht werden kann, was es an unerlöster Schuld, unerhörter Klage und ungekanntem Leid alle Zeit geben wird. Zum anderen wird nicht reflektiert, wer in der Welt der Erzählung zu Wort kommt. Es sind Jüdinnen und Juden, denen der Tempel heilig und das Gesetz teuer ist. Es ist das Judentum der Stillen im Lande, Priester und Laien, die ihre Söhne beschneiden lassen und ihnen fromme Namen geben und nicht von der Hoffnung auf den Messias abzubringen sind. Das stärker zu bedenken, bedeutet zweierlei: Zum einen wird Jesus in den Evangelien nicht nur auf das Alte Testament bezogen, sondern auf das lebendige Judentum seiner Zeit. Zum anderen ist Jesus nicht einfach „im Judentum“ verwurzelt, als ob es ein monolithischer Block wäre, sondern in *dem* Judentum, das durch Zacharias und Elisabeth, Maria und Joseph, Simeon und Hanna repräsentiert wird. Das schafft Freiräume im jüdisch-christlichen Gespräch.

Drittens: So intensiv die Suche des Papstes nach der historischen Substanz des Weihnachtsevangeliums ist, so groß sind die Probleme. Die Hartnäckigkeit des Papstes, bei den Fakten zu bleiben, beeindruckt. Man stelle sich nur einmal vor, was passiert wäre, wenn die Schlagzeilen gelautet hätten: „Rom: Kein Weihnachtsstern in Bethlehem“, „Benedikt glaubt nicht an die Heiligen Drei Könige“ oder: „Papst leugnet Kindermord in Bethlehem“. Zweifelsohne ist es nicht publizistische Taktik, sondern exegetische Überzeugung, die Benedikt zu seinen optimistischen Urteilen führt. Desto intensiver muss die Diskussion sein.

Eine eigene Frage ist die Jungfrauengeburt. Dass sie grenzwertig ist, leugnet niemand. Dass ein Seitensprung Marias hat kaschiert werden sollen, fällt eher in die Kategorie Herrenwitz. Wenn aber die Jungfrauengeburt ein „Ereignis“ gewesen ist, wie der Papst betont, dann – wie die Auferstehung Jesu von den Toten – in dem Sinn, dass die Grenzen von Raum und Zeit definitiv überschritten worden sind. Dann ist aber eine historische Beweisführung prinzipiell unmöglich. Sie kann immer nur das Außen, nie das Innen erreichen. Dass es keine natürliche Er-

klärung gibt, sagt ja schon Maria: „Wie kann das geschehen, da ich keinen Mann erkenne“ (Lk 1,34). Umgekehrt folgt aus der Tatsache, dass die Biologie eine Parthenogenese nur als Kuriosität im Tierreich kennt, keine Widerlegung der Weihnachtsgeschichte. Deshalb hebt der Papst zu Recht auf den Glauben ab. Aber so viel Sinn die Geschichte auch macht: Sie muss ihre Wahrheit im Dialog mit der Geschichts- und Naturwissenschaft erweisen. Ein möglicher Weg, den ich sehe, ist der, auf die absolute Singularität dessen zu verweisen, was in Rede steht. Es würde dann aus dem Bereich der Naturgesetze herausfallen. Aber das muss eigens philosophisch diskutiert werden.

Andere Fragen lassen sich auf dem Feld der Geschichtswissenschaft diskutieren. Die Geschichte mit der Geburt unter Herodes, der nach heutiger Zeitrechnung 4 v. Chr. gestorben ist, und dem Zensus unter Quirinius, der 6 n. Chr. Statthalter von Syrien war, geht nicht restlos auf; die zeitliche Spreizung des Zensus zwischen der Erstellung eines Katasters unter Herodes und der Eintreibung der Steuern unter Quirinius ist eine Notlösung (S. 72f.). Eine weltweite Steuerveranlagung unter Augustus hat es nach den römischen und jüdischen Quellen nicht gegeben – sehr wohl aber das Langzeitprojekt, die Finanzen des Imperiums zu ordnen und dies als Teil der Pax Romana zu verkaufen. Wunderbare Himmelskonstellationen lassen sich berechnen und kulturgeschichtlich plausibilisieren; aber daraus folgt noch nicht, dass die Weisen aus dem Morgenland nach Jerusalem gezogen und von Herodes nach Bethlehem geführt worden sind, wo sie den Stern wieder gesehen haben, wie er über der Krippe stand.

Deshalb ist bei den Kindheitsgeschichten mit einem historischen Kern, aber auch mit großen Gestaltungsspielräumen zu rechnen, mit der jüdischen Messias-Erwartung und der urchristlichen Christologie, auch mit der Hoffnung der Völker auf ein universales Reich des Friedens und dem Menschheitstraum von der Geburt eines Kindes als Anfang einer neuen, einer glücklichen Welt. Der historische Kern ist meines Erachtens die Geburt Jesu in Bethlehem; von ihr wird erzählt, um den theologischen Kern der Geschichte zu veranschaulichen: „empfangen durch den Heiligen Geist, geboren aus der Jungfrau Maria“. So strahlt der Stern der Erlösung. Sein Licht spiegeln die Evangelien.

Erschienen in „zur Debatte“, 8-2012